

Jakob Bosshart


**DIE
GEBLENDETE
SCHWALBE**

Textvorlage: »Erdschollen«, H. Haessel Verlag, Leipzig, 2. Aufl. 1914

ngiyaw eBooks unterliegen dem Copyright, außer für die Teile, die public domain sind.

Dieses ebook (pdf) darf für kommerzielle oder teil-kommerzielle Zwecke weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung. Eine gänzlich nicht-kommerzielle Verwendung ist jedoch gestattet, solange das ebook (pdf) unverändert bleibt.

ngiyaw eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen angeboten.

© 2008 Peter M. Sporer für  eBooks.
Földvári u. 18, H - 5093 Vezseny (ebooks@ngiyaw-ebooks.com).

Jakob Bosshart

**DIE GEBLENDETE
SCHWALBE**

(1913)

Der erste Mensch, den ich sich zum Sterben rüsten sah, war unser Knecht Domini. Seither weiß ich, daß wir in der letzten Stunde strenges Gericht über uns halten.

Es war an einem Frühlingsnachmittag. Ich schlenderte von der Schule nach unserem Hofe zurück, stand unter jedem Birn- und Kirschbaum still, und horchte auf das Summen der Bienen, die oben in den Kronen ihr geschäftiges Wesen trieben. Auf einmal hörte ich Gezwitscher über mir. »Die Schwalben sind da, nun wird sich der Domini freuen«, dachte ich und spähte ins Blaue, wo sich etwas Dunkles wie ein Schmetterling schaukelte. Rasch lief ich die Halde hinunter, um die frohe Botschaft zu verkünden.

Domini war lange Jahre Knecht in unserem Hause gewesen, wir betrachteten ihn fast wie unsern Großvater. Und er verdiente unsere Liebe, denn er meinte es immer gut, nicht nur mit den Menschen, sondern auch mit den Tieren. Wenn er in den Stall trat, ging von vorn bis hinten eine Bewegung, und kein Stück versäumte es, ihm Hand oder auch Gesicht zu belecken, wenn sich eine Gelegenheit dazu bot. Auch den übrigen Haustieren, dem weißen Spitzhund und den Katzen, war er ein guter Freund. Er duldete es nicht, daß wir sie unfreundlich behandelten. Plagte einer von uns einen seiner Schützlinge und er kam dazu, so nahm er den Bösewicht am Arme und mit dem Finger auf den

Mißhandelten deutend, sagte er regelmäßig ernst und eindringlich: »Siehst, Bübchen, da drin ist auch etwas.« Wir verstanden nicht ganz, was er meinte und machten uns in übermütiger Laune manchmal über sein »Da drin ist auch etwas« lustig. Heimlich aber sann wir oft über das uns rätselhafte Wort nach.

Seine eigentlichen Lieblinge unter den Tieren waren die Schwalben. Ihre Ankunft im Frühling war für ihn ein großes Fest; ihr Wegzug im Herbst brachte ihm traurige Tage. Wehmütig sah er den letzten Zügen nach, die nach Süden zogen und sich über dem Hof, wie ihm zulieb, noch einmal im Spiel ergingen. In seiner Kammer, an den Balken, die die Decke trugen, klebten zwei Nester; in jedem wurde Jahr für Jahr zweimal gebrütet, wurden zweimal Junge groß gefüttert und fliegen und sich in der Welt tummeln gelehrt. Domini nahm Anteil an den Alten und den Jungen, als wäre es seine eigene Familie gewesen. Mißriet eine Brut, so ging ihm das zu Herzen wie eines Menschen Sterben, flogen die Jungen zum erstenmal aus, war er in beständiger Angst, es möchte eines in die Krallen der Katzen oder des Habichts fallen, und erst wenn sie gezeit hatten, daß sie sich im Leben zurechtfinden, wurde er wieder ruhig.

Noch nie hatte Domini die Ankunft der Schwalben so sehr ersehnt wie diesmal. Als sie im Herbst fortgezogen waren, hatte er traurig gesagt: »Wenn sie wiederkommen, bin ich nicht mehr da!« Er mochte fühlen, daß seine Kräfte schwanden. Wirklich fing er bald darauf an zu kränkeln und zusammenzuschumpfen, und seit dem Bächtoldstage hatte er das Bett nicht mehr verlassen.

Als ich in die Stube trat, hörte ich oben in der Kammer mit einem Stock auf den Boden klopfen; so tat Domini, wenn er wünschte, daß man nach ihm sehe, denn er duldete nicht, daß beständig jemand um ihn sei. Man denke doch, es war Frühling und da bedurften Acker und Weinberg eher menschlicher Hilfe als der kranke Domini! Ich stieg die Treppe empor. Schon ehe ich

die Tür geöffnet hatte, rief er mir mit seiner matten Stimme zu: »Bübli, die Schwalben sind da, mach' ihnen das Fenster auf!« Sein Gesicht strahlte und er murmelte vor sich hin: »Nun hab' ich's doch noch erlebt!« Bald aber wurde er unruhig, die Schwalben flogen nicht herein, wie sie sonst zu tun pflegten, hie und da kam freilich eine an die Fensteröffnung, hielt sich darin einen Augenblick schwebend, guckte herein und schwirrte dann wieder davon, ohne Dominis Zuruf: »Komm nur, Tschitschi!« zu beachten. »Geh hinunter, Bübli, sie scheuen dich!« sagte er zu mir, und ich entfernte mich. Von der Hofreite aus sah ich, daß die Schwalben nicht mich gescheut hatten, denn sie trieben noch immer das gleiche unentschlossene Spiel.

Als gegen Abend meine Eltern und Geschwister vom Felde heimgekehrt waren, stiegen wir alle zu Domini hinauf. Er war ganz trostlos, daß ihn seine Schwalben, nach denen er sich so lange gesehnt hatte, flohen. »Nun,« sagte er, »sie merken eben, daß der Tod in der Kammer steht.« Mein Vater suchte ihm den Gedanken auszureden, er aber schüttelte den Kopf, womit er sagen wollte, daß er es anders wisse und die Schwalben wohl auch. Nach einiger Zeit bat er, man möchte ihn allein lassen, nur mich, den Jüngsten, wollte er bei sich haben. Es verstrich eine geraume Zeit, ohne daß einer ein Wort sprach; mir ward fast unheimlich. Dominis Augen waren stets nach dem Fenster gerichtet, wo von Zeit zu Zeit noch eine Schwalbe sich flüchtig zeigte.

Endlich, als die Kammer sich schon mit Dämmerlicht füllte, schwebte eine herein, flatterte ein paarmal über das Bett und dann wieder zum Fenster hinaus. »Tschitschi, komm! komm!« flehte Domini, und wirklich, sie kam wieder, um sich diesmal auf den Rand eines Nestes zu setzen, wobei sie wie zum Gruß einen kurzen munteren Pfiff ausstieß. »Schließ das Fenster, aber ganz leise«, flüsterte mir Domini zu, und seine Stimme bebte, als er für sich weiter fuhr: »So ist doch eine dabei, wenn ich sterbe!« Ich wollte gehn, denn das Wort ›Sterben‹ erweckte mir Grauen;

er aber hielt mich zurück und sagte: »Ich will dir etwas beichten, Bübli, es kann dir nützen und ich kann's nicht hinübernehmen. Sieh, ich war einmal ein grober Bub, wie ihr auch manchmal seid; ich hatte einen Kameraden, der war es noch mehr. Er hatte Schwalben in seiner Kammer, und an einem Sonntagnachmittag überkam uns der Übermut, das Fenster zu schließen und eine zu fangen. Es war eine wilde Jagd. Das geängstigte Vöglein schwirrte hin und her, schoß immer gegen das Fenster und stieß sich schier den Kopf ein, seine kleine Brust hob und senkte sich wie im Fieber, wenn es an der Scheibe hing; wir aber wurden bei dem Werk immer wilder und ruhten nicht, bis das arme Tierchen in unsern Händen zappelte. Da kam Sepp ein teuflischer Gedanke. Er sagte zu mir: ›Wir stechen ihr die Augen aus!‹ Damit zog er sein Sackmesser hervor. ›Öffne es, ich halte sie und du stichst zu.‹ Mir schauderte, aber er war der ältere und dazu der Meisterssohn und befahl mir, zu tun, wie er gesprochen. Ich griff zum Messer und öffnete die Klinge. Es ging ihm zu langsam, und er schrie mich ungeduldig an: ›Nun, du Gret, wird's bald?‹ Ich sagte, daß ich es nicht tun könne, ich wolle lieber den Vogel halten, er solle das andere machen. Nun griff er nach dem Messer und ich nahm das arme, geängstigte Vöglein in die Hand. Da ich vor Aufregung mit den Händen zitterte, packte Sepp den Schnabel mit seiner Linken und mit der Rechten stieß er die Messerspitze rasch in das kleine schwarze Auge. Es floß wie eine Träne daraus und rollte über die Federn auf meine Hand. Ich habe den Anblick nie vergessen. Das Vöglein schrie auf wie ein Kind, sah mit dem Auge, das ihm noch blieb, nach mir und dann wieder nach ihm, und flehte uns in seiner Todesangst an, ich merkte, wie sein Herzchen zum Zerspringen klopfte. Es war mir gerade, als hätte Sepp mir selber ins Auge gestochen, ich fühlte den brennenden Schmerz und wartete den zweiten Stoß nicht ab, sondern eilte zum Fenster, riß es auf und warf den Vogel in die Freiheit. Er überschlug sich einmal, nahm dann den Flug über den Speicher und immer höher hinaus, bis er

uns entwand. Er wollte recht weit von uns wegfliehen, dem Lichte zu, das wir ihm halb geraubt hatten. In jenem Augenblick verstand ich, daß ein Tier nicht ein Tier ist, so nämlich wie man meint, sondern daß noch etwas anderes drin steckt.

In der Nacht drauf habe ich mehr geweint als geschlafen und den Entschluß gefaßt, kein Tier mehr zu quälen oder auch nur unsanft zu behandeln. Ich habe mein Wort gehalten und sie haben es mir vergolten. Merkst du jetzt, Bübli, warum es mir leid gewesen wäre, wenn mich die Schwalben im Sterben alle geflohen hätten? Es wär' mir wie ein Gericht gewesen. Ich danke der einen dort, daß sie gekommen ist. Du aber, Bübli, tu Tieren nie etwas zuleid. Menschen können Übeltäter verklagen und strafen, die Tiere müssen alles still über sich ergehen lassen und nicht einmal alle können zum Himmel hinaus schreien. Ich habe mir jenes Augenstechen bis zur Stunde nicht verziehen und ich hätte nicht sterben können, ohne es einem Menschen gebeichtet zu haben. Nun dünkt mich, es sei mir leichter.«

Domini griff nach meiner Hand und drückte sie, so gut es in seiner Schwäche noch ging, und ich drückte sie wieder und von da an lebte seine Liebe zu den Tieren auch in mir.

Am folgenden Tag beim Frühstück erfuhr ich, der Domini sei in der Frühe gestorben. Mein Vater hatte bei ihm gewacht und berichtete uns von seinem Ende. Als der Tag anbrach und die Fenster sich erhellten, fing die Schwalbe in ihrem Neste kräftig ihr Morgenlied zu singen an. Da öffnete Domini, der von Stunde zu Stunde mehr zusammengesunken war, nochmals die Augen, wie aus einem Traum erwachend, und suchte damit den Sänger über sich. Sobald er ihn gefunden hatte, sank er mit einem Lächeln tiefer ins Kissen zurück und entschlummerte.

Ich stieg in die Kammer hinauf. Domini lag an der Wand auf einer Bank ausgestreckt, er war wenig verändert und schien zu schlafen, der lange weiße Bart deckte seine Brust. Wie ich ihn anschaute und von Schauern ergriffen wurde, flog eine Schwalbe

herein, setzte sich über dem Toten auf den Nestrand und fing an, auf ihn hinab zu singen, was ihr aus der Kehle mochte. Das nahm die Beklemmung von mir und nun erst bemerkte ich, daß der gute Domini lächelte. Mir schien, er lausche, und ich lauschte mit ihm und dachte bei der Weise, die die Schwalbe ihrem toten Freunde sang, was er selber etwa gedacht hätte: »In dem Lied ist auch etwas.«